

Zeit und Raum für Gott in unserem Leben

Ein interdisziplinärer Versuch über Ordensleben und „Weltchristen-Leben“

Angela Römelt, Mainz

Ehe oder Ehelosigkeit. Eine Alternative?

Die Entscheidung für ein Leben in Armut, Ehelosigkeit und Gehorsam ist ein Stein des Anstoßes, den die Kirche der modernen Gesellschaft auch heute noch in den Weg legt. Und diese Gesellschaft scheint sich empfindlich daran zu stoßen, jedenfalls melden sich ihre Vertreter regelmäßig lautstark zu Wort, um eine Lebensform zu beurteilen, die sie nicht übernommen haben. Aber auch innerhalb der Kirche kommt es in der Diskussion über Sinn und Ziel des Ordenslebens wie auch des Priesterlebens immer wieder zu heftigen Meinungsschwankungen. Dabei entsteht häufig der Eindruck, der (religiöse) Mensch hätte bei seiner Lebensentscheidung prinzipiell die Wahl zwischen Ehelosigkeit und Ehe.

Aber stimmt das überhaupt? Die „Entscheidung“ für die Ehe bleibt rein theoretisch, solange nicht ein konkreter Mensch da ist, der durch sein Wesen und seine Bedeutung für den Anderen die Lebensform Ehe in den Blick kommen läßt. Allenfalls kann ein Mensch von sich sagen, daß er für die Entscheidung „Ehe“ offen ist, daß er sich einen Partner wünscht und nach ihm sucht. Die Entscheidung gegen den Eintritt oder Verbleib in einem Orden hat leider nicht automatisch die Begegnung mit einem potentiellen Ehepartner zu Folge. Das vielzitierte „Recht auf Ehe“ eines jeden Menschen ist kein vor irgendeiner Institution einklagbares. Vor welchem Gerichtshof sollen die Menschen, die ihr Leben lang alleine geblieben sind, ohne zu verstehen warum, oder die einen Partner durch Tod verloren haben oder die verlassen worden sind ihr „Recht auf Ehe“ einklagen? Dagegen haben alle Menschen das Recht auf Sehnsucht nach gelingender Partner- und Gemeinschaft, nach der Erfahrung, persönlich geliebt zu werden und für konkrete Menschen von Bedeutung zu sein, und zwar in jeder Lebensform. Ob und wie diese Sehnsucht erfüllt werden wird, entzieht sich weitgehend unserer Planung.

Der Lebensweg ist unverfügbar

Unser Einfluß auf den Lauf unseres Lebens ist viel geringer als uns die Vielzahl von Entscheidungssituationen, vor die wir gestellt werden, glauben machen. Krankheit, Unfall, Tod und Verlassenwerden können unsere Lebenspläne von einer Minute auf die andere zunichte machen. Niemand, der sich für die Ehe mit einem konkreten Menschen entscheidet, weiß hundertprozentig, was er oder sie da tut, wie diese Partnerschaft sich entwickeln wird und wie

man selbst und der Partner sich darin verändern wird. Letztlich garantiert kein Stand dem Menschen die volle Entfaltung seiner Persönlichkeit. Es ist müßig, auf die meistzitierten Einschränkungen hinzuweisen, die eine Entscheidung für den Ordensstand mit sich bringt. Sie beziehen sich größtenteils auf den Bereich personaler Liebe und ihres körperlichen Ausdrucks. Aber nicht einmal für diesen Bereich garantiert eine Entscheidung für die Ehe volle Entfaltung. Ein Blick in eine einzige Ausgabe einer Fachzeitschrift zeigt, wieviele Defizite auf diesem Gebiet es in ganz normalen Ehen gibt. Die Gegenüberstellung Ordensleben = defizitär – Ehe = erfülltes Menschsein, die gerade von uns Theologen immer wieder behauptet wird (vor allem dort, wo wir einen persönlichen Rechtfertigungsdruck spüren, etwa nach einem Ordensaustritt¹) ist schlichtweg falsch. Es ist ebenso möglich, im Ordensstand zu einer voll entfalteten und reifen Persönlichkeit zu werden wie es möglich ist, im Ehestand seelisch zu verkümmern. Darüber hinaus ist die plakative Gegenüberstellung Ordensleben – Ehe irreführend, weil sie darüber hinwegtäuscht, daß sich der eigene Lebensweg unserer Planung und Gestaltung immer wieder entzieht und letztlich unverfügbar bleibt. Wir gehen zwar den Weg, aber wir sind immer wieder überrascht, erstaunt oder betroffen, wie es uns darauf ergeht.

Gott beruft und beansprucht den Menschen

Entgegen der modernen Ansicht, daß menschliche Freiheit bedeute, eine umfassende Beanspruchung des eigenen Lebens durch einen Anderen abzuwehren, vertreten Christen immer noch den Glauben, daß Gott, der das Leben gibt, auch das Recht hat, es in Anspruch zu nehmen. Wir nennen das Berufung, und dieser Begriff soll hier nicht auf die Berufung zum Ordensleben eingeschränkt werden. Auch unter Christen ist die Realität Gottes in unserem irdischen Leben kein selbstverständliches Glaubensgut mehr. Die Anfragen, die aus unserer ständig komplizierter und unverständlicher werdenden Welt an uns herantreten, verbarrikadieren geradezu die „simple“ vertrauende Glaubensaussage „Gott ist da!“ Erkenntnisse der Naturwissenschaften, neue Deutungs- und Denkmodelle in der Psychologie und die Erfahrung einer scheinbar ohne Gott recht funktionsfähigen Welt lassen es immer zweifelhafter erscheinen, ob Gott tatsächlich persönlich Anteil nimmt am Leben jedes Einzelnen, und zwar so sehr Anteil, daß Er für jeden Einzelnen einen Weg bereitet, auf dem Er ihn führt und für den Er ihn ausrüstet.

Von der Unverfügbarkeit des eigenen Lebens war oben schon die Rede. Sie ist allgemein-menschlich. Der Erfahrung, daß die Dinge anders laufen, als man selbst gewollt und geplant hat, sieht sich jeder Mensch ausgesetzt. Der christliche Glaube aber deutet diese Unverfügbarkeit als Beanspruchtwerden von Gott. In der bleibenden Rätselhaftigkeit des eigenen Lebens drückt sich nach unserem Glauben die Anteilnahme Gottes an unserem Leben aus. In Selbst-

1 Vgl. den „offenen Briefwechsel“ zwischen Albert Schmidt und Bernardin Schellenberger in *Erbe und Auftrag* 1/92, S. 3f. und 2/92, S. 151–156.

reflektion auf unsere natürlichen Anlagen, Fähigkeiten und Grenzen, im Blick auf das wegweisende Beispiel anderer Menschen und im Glauben an den in Jesus Christus sich offenbarenden Gott, „der da ist“, erschließen wir in etwa unsere Berufung. Irrtümer und Umwege sind dabei sehr wohl möglich, aber sie liegen auf unserer Seite. Der Umweg wird nicht dadurch schon zum einzig richtigen Weg, weil wir auf ihn geraten sind, auch wenn er de facto der einzig gangbare Weg für uns selber werden kann.²

Der Anspruch Gottes auf unser Leben gilt in jedem Lebensstand. Es gibt so viele christliche Berufungen wie es Christen gibt. Eine hierarchische Gegenüberstellung von Ordens- und Eheleben ist in keinem Fall sinnvoll. Weder sind Ordensleute automatisch heiliger, noch sind Eheleute automatisch vollwertigere Menschen. Dennoch stehen beide Lebensformen in einer Spannung zueinander, die ihre Gegenüberstellung nicht rechtfertigt, aber begründet.

„Zeit-Räume“ für Gott im Ordensleben

Der Anspruch des real an unserem Leben teilnehmenden Gottes kann nicht abstrahiert und auf das Jenseits verschoben werden. Der so erfahrene und geglaubte Gott will einen Platz in unserem Leben einnehmen, und wie alles, was Platz einnimmt, verdrängt Er anderes damit. Antwort auf den Anspruch Gottes und Nachfolge Jesu Christi in der je eigenen Berufung erfordert Zeit, Energie und ganz konkret Raum in unserem Leben. Der Ordensstand stellt in den allermeisten Fällen den Menschen, die ihn leben, diese Zeit und diesen Raum zur Verfügung. Selbst in den sehr aktiven Orden sind in der Regel ein Minimum an Zeit (Messe oder gemeinsames Gebet) und Raum (Kapelle oder Gebetsraum) für Gott reserviert. Je größer eine Gemeinschaft ist um so deutlicher wird, in welchem Maße der Tages- und letztlich der Lebensrhythmus von der Hinwendung zu Gott bestimmt wird. Auch diejenigen Gemeinschaftsmitglieder, die von ihrer Tätigkeit so stark in Anspruch genommen sind, daß sie an den gemeinschaftlichen Gebetszeiten kaum noch oder gar nicht mehr teilnehmen können, wissen doch, daß diese stattfinden und daß zu genau dieser Zeit in genau diesem Raum die Mitbrüder und -schwestern sich innerlich und äußerlich vor Gott versammeln. Der Anspruch Gottes gerät so immer wieder ins Bewußtsein, der Gedanke an Ihn ist da, und sei es nur für einige Minuten jeden Tag. Darüber hinaus steht jeder Ordens„mensch“ immer wieder in Situationen, in denen er sich als solcher zu erkennen geben muß und unter Umständen daraufhin angefragt wird. Der Gedanke an diesen Gott, dessen Anspruch man sich so vollständig anvertraut hat, wird sozusagen im Rhythmus der Tage und des Jahres mit seinen Festtagen und -zeiten ständig wiederbelebt auch in der eigenen Vergeßlichkeit oder Beanspruchung durch die konkreten Aufgaben.

2 Gottlob dürfen wir uns darauf verlassen, wenn wir uns verirren, daß der Herr seinen Schafen nachgeht, selbst dann wenn das verlorene Schaf dort, wo es hingeraten ist, stehen bleibt und blökt „Die Herde bin ich“.

„Zeit-Räume“ für Gott im „weltchristlichen“ Alltag

Das ist das Privileg des Ordensstandes und ein ungeheures Plus an möglicher Lebens- und Persönlichkeitsentfaltung, denn im „weltlichen“ Alltag muß sich jeder Christ diese Zeit-Räume für Gott selbst erarbeiten und nicht selten erkämpfen. Das „normale“ Arbeits- oder Familienleben legt den Gedanken an Gott eben nicht nahe. Wo kein gemeinsamer Lebensrhythmus durch den Tag und das Jahr deutlich erkennbar Räume für Gott markiert, bedarf es einer großen Anstrengung, diese selbst herzustellen. Zumal wenn, wie es heute nicht selten ist, die Mitglieder einer Familiengemeinschaft höchst verschiedene Lebensrhythmen haben. Selbst die eigentlich für die Laien gedachten Angebote wie das Kleine Stundenbuch oder die Wochentagsmessen passen nicht zu jedem Tagesablauf. Wer wollte einer Mutter, die morgens mehrere Kinder für den Kindergarten oder die Schule vorbereiten muß, vorwerfen, daß sie nicht zur Acht-Uhr-Messe erscheint? Ganz kompliziert wird es, wenn etwa in einer Ehe beide Partner arbeiten müssen und verschiedene Dienstzeiten haben.

Familienübergreifende Institutionen, etwa die Gemeinde oder ganz allgemein „die“ Gesellschaft, bieten schon längst nicht mehr von sich aus solche Zeit-Räume für Gott an. In diesen Zusammenhang gehörten die großen Festkreise, Weihnachten und Ostern, und die über den Jahreskreis verteilten Festtage der Kirche ebenso wie im Familienkreis begangene Feste wie Taufe, Hochzeit, Wohnungssegnungen, Namenstage. Im gleichen Maße wie diese durch Tradition und eigenes Erleben bereitgestellten Zeit-Räume für Gott aus unserem Alltag verschwinden, wird die Herausforderung an uns Christen größer, dieses Verschwinden nicht tatenlos hinzunehmen. Sicherlich kann es nicht darauf hinauslaufen, Festtage in genau der von den Großeltern noch überlieferten Form wieder aufzunehmen. Das wäre Folklore oder Nostalgie, denn der äußere Rahmen, in dem das Feiern dieser Feste sich abspielte, hat sich eben sehr geändert. Aber unsere Phantasie und unser christlicher Wagemut sind unvermindert aufgefordert, nach Formen zu suchen, in denen sich Glaube in Zeit und Raum und im Kontext der Gegenwart darstellen, leben und feiern läßt.

Niemand nimmt uns „Weltchristen“ die Arbeit ab, in unserem Leben Platz für Gott zu schaffen, und niemand erleichtert sie uns auch nur durch selbstverständliche Stellvertretung wie in vielen Ordensgemeinschaften die älteren Brüder und Schwestern, die ihre nachlassende Körperkraft in verstärkte Gebetskraft umwandeln (und wer wollte sagen, welche die stärkere ist). Denn die Zeit-Räume für Gott in unserem Leben müssen mit diesem Leben eine Einheit bilden. Sie dürfen nicht gewaltsam herausgebrochen werden, indem man etwa ein gemeinsames Tischgebet erzwingt, während zwei von vieren schon nach der Uhr schielen und der Fünfte darauf brennt zu erzählen, was er erlebt hat. Gemeinsame Hinwendung zu Gott braucht ihre Vorbereitung.

In der Liturgie des – klösterlichen – Stundengebets findet diese Vorbereitung ganz selbstverständlich statt, wenn sich alle auf den Weg in die Kapelle oder

Kirche machen, Buch und Weihwasser nehmen, eine Kniebeuge machen, sich auf ihren Platz begeben, das Brevier aufschlagen usw. Durch diese Handlungen wird ein Vorraum des Gebetes geschaffen, in dem der Mensch Abstand gewinnen kann, von den Gedanken und Aufgaben, die ihn bis vor kurzem noch belastet haben. Im „weltlichen“ Rahmen ist das nicht so leicht herzustellen. Gemeinsames Gebet ist aber nun einmal ohne vorhergehende Sammlung nicht möglich. In unserer differenzierten Gesellschaft kommt hinzu, daß in einer Familie die einzelnen Mitglieder unter Umständen den ganzen Tag über nicht viel voneinander gesehen haben und erfahren möchten, was die anderen erlebt haben oder selbst von sich erzählen. Wenn diese Hinwendung zueinander vorschnell verdrängt wird, um Platz für Gott zu erzwingen, wird Gott wahrscheinlich der einzige sein, der zur Versammlung kommt.

Raum für Gott ist Lebensraum

Es dürfte nur schwer möglich sein, eine „Laienspiritualität“ zu entwerfen, die jedem Laienchristen einen Rahmen der Gotteszuwendung liefert, den er nur noch auf sein Leben zu übertragen bräuchte. Die Lebensrhythmen der modernen Welt sind zu vielschichtig und kompliziert für einfache Handlungsanweisungen geworden. Sie sind jedoch nicht zu kompliziert für einfache Einsichten, und die erste einfache Einsicht wäre, daß ein Mensch, der sein Leben als Antwort auf den Anspruch Gottes leben will, Zeit-Räume für Gott in diesem Leben schaffen muß. Es müssen konkret wahrnehmbare Zeit-Räume sein; nicht immer dieselben, wie im Ordensleben, denn die Erfordernisse der einzelnen Tage sind unterschiedlich und beeinflussen den Tagesrhythmus stärker als das in einer Ordensgemeinschaft meistens der Fall ist (es muß schon einiges passieren, damit die Vesper in einem Benediktinerkloster ausfällt, aber ein geplantes Abendessen mit Freunden ist ganz schnell über den Haufen geworfen). Und es müssen Zeit-Räume sein, die zum Rest unseres Lebens passen. Wenn uns die Sprache der Bibel schwer zugänglich ist, hat es keinen Sinn, sich zum Psalmengebet zu zwingen. Wenn wir uns in der uralten Gebetssprache der Heiligen Schrift aufgehoben fühlen, wäre es verfehlt, mit aller Gewalt zeitgenössische Gebete einführen zu wollen.

Eine weitere einfache Einsicht ergibt sich hieraus: die so für Gott offen gehaltenen Zeit-Räume sind für uns Lebens-Räume. Unser Leben als „Weltchristen“ findet darin im wahrsten Sinne des Wortes Statt, nämlich einen festen Halt. Und dieses Statt-Finden sollte spürbar werden an unserem Verhalten und unserer Einstellung auch außerhalb dieser Zeit-Räume. Das bedeutet nicht, daß wir uns gerufen fühlen müssen, unsere Arbeitskollegen zu missionieren. Aber es bedeutet wohl, daß aus diesen Zeit-Räumen Kraft und Gelassenheit in die anderen Räume und Zeiten unseres Lebens hinüberwachsen sollte. Viele Ordensleute empfinden die gemeinsamen Gebetszeiten (oder auch nur das Wissen, daß andere sie wahrnehmen) als Kraftquelle für ihre Aufgaben, und zumindest in dieser Hinsicht gibt es keinen Unterschied zwischen beiden Lebensformen.

Ordensleben und „Weltchristenleben“ in der Gemeinschaft der Kirche

Die Entscheidung für ein Leben im Ordensstand ist – und darüber sollte sich keiner hinwegtäuschen – immer auch eine Entscheidung für ein Mehr an religiösem Leben. Sie eröffnet mehr Möglichkeiten, im Tagesablauf dem Gedanken an Gott und der Beziehung zu Ihm Raum zu geben. Darum kann sie auch nicht rein sozial oder psychologisch begründet werden. Nächstenliebe allein genügt nicht und würde auch auf eine bitter harte Probe gestellt, um ein Ordens-Leben zu führen. Die Hinwendung zu Gott gibt dem Ordensleben seine eigentliche und wesentliche Struktur.³ Und diese Struktur ermöglicht wiederum die Hinwendung des Einzelnen zu Gott. Nur in einer arbeitsteiligen Gemeinschaft, in der die Aufgaben verschieden verteilt und der Tagesablauf geregelt ist, ist ein selbstverständliches Eintauchen in Gebetszeiten möglich, da der Einzelne sie nicht selbst erst herzustellen braucht. An dieser Stelle ist das Leben als „Weltchrist“ eindeutig defizitär und anstrengender.

Aber der Stellvertretungsgedanke muß ja nicht an den „Klostermauern“ enden. Wir sind Mitglieder ein und derselben Kirche, und ist nicht diese Kirche eben eine solche arbeitsteilige Gemeinschaft, in der Manche Aufgaben für Andere übernehmen, um diese freizustellen für einen anderen Dienst? Ist nicht auch aus dieser Sicht eine krasse Gegenüberstellung Ordensleben – „Welt“ – oder Eheleben unangebracht, weil letztlich beide Teil ein und derselben Lebenswirklichkeit Kirche sind?

Es soll hier nicht der Entscheidung für eine der beiden Lebensformen die Ernsthaftigkeit genommen werden. Der Einzelne kann nicht beides zugleich sein, so gern er vielleicht möchte, und eine Sehnsucht nach Anschluß an einen Orden ist bei ebensovielen Laien zu beobachten wie bei Ordensleuten der Wunsch, an der sogenannten Realität teilzuhaben. Aber liegt nicht ein Trost für die entgangenen Möglichkeiten in dem Gedanken daran, daß es das andere gibt, die andere Lebensform, die womöglich die Defizite meines eigenen Lebens ergänzt und dafür eigene aufweist, die ich möglicherweise füllen darf? Durch Treue in meiner Berufung, vielleicht sogar durch persönlichen Austausch mit Angehörigen der anderen Lebensform, sicher aber in unserer Verbundenheit in der einen, heiligen Kirche, die über die Grenzen dieser Welt hinausreicht. Schon an und für sich aber erst recht verglichen mit der uns in dieser Verbundenheit eröffneten Lebensfülle ist jedes Leben in dieser Welt nur ein kläglicher Versuch.

³ Klammert man diesen Aspekt aus, erscheint die ganze Lebensform tatsächlich unzeitgemäß und sinnlos. Mit der totalen Hinwendung zu Gott muß die Entscheidung für ein Leben im Ordensstand beginnen. Wie sie sich in der Praxis entwickelt, hängt hauptsächlich von der Person des Entscheidenden und dem gewählten Orden und derer, die darin leben ab.